

Die Auflösung der alten Printwelt in ein hybrides Nebeneinander unterschiedlicher Speichermedien hat die Aufgaben der Institution Bibliothek in den vergangenen zehn Jahren erweitert – und stellt ihre überlieferte architektonische Gestalt zunehmend in Frage.

Vom Wissensspeicher zum Public Paradise

21st Century Libraries. Symposium in Frankfurt am Main
Text: Ulrich Brinkmann

Richtfest in der Staatsbibliothek Unter den Linden, Berlin, am 5. Februar 2008; Blick in den Rohbau des neuen Lese- und Lesesaals von HG Merz.

Foto: Udo Meinel

Ikonographische Kompetenz statt Lesekompetenz, kommunaler Wohlfühlort statt Hortus conclusus des Sammelns und Bewahrens von gebundenen Geschichten, Serviceeinrichtung mit „Instant pay off“-Garantie für den Informationen verbrauchenden „Homo zappiens“ statt Weihstätte einer demütig und in stillem Fleiß um Erkenntnis ringenden Bürgerschaft – nimmt man die Ausführungen vornehmlich der US-amerikanischen Fachleute während des Symposiums „21st Century Libraries. Changing Forms, Changing Challenges, Changing Objectives“ ernst, sollten Architekten, die in den nächsten Jahren den Auftrag ergattern, eine Stadtbibliothek zu bauen, ihren Bilderspeicher von existierenden Bauten unbedingt aufräumen. Die interdisziplinär und international besetzte zweitägige Veranstaltung Anfang November in Frankfurt am Main war organisiert worden von der Frankfurter Universitätsbibliothek, der Akademie der Architektenkammer Hessen und dem Deutschen Architekturmuseum; sie bewies die zumindest außerhalb Deutschlands erfolgreich bewältigte Anpassung der lange Zeit mit dem Stigma des Verstaubten und Freudlosen behafteten Institution Bücherei an die digitale Revolution und die dadurch neuen Lese- und Recherchegewohnheiten der

Menschen. Jeglicher Eindruck von Erhabenheit sei vom Architekten unbedingt zu vermeiden, so die Empfehlung von Bibliothekarin Norma Blake aus New Jersey. Es war dies die erste, nicht aber die letzte Anspielung auf das von Moderator Jeffrey Garrett, Bibliothekar der Universitätsbibliothek Evanston, Illinois, einleitend zitierte Wort von Voltaire, wonach eine große Bibliothek dem Betrachter immer auch den Anschein des Furchtbaren biete. Heute hingegen lernten die Menschen spielerisch, im Austausch mit anderen, so Blake, und deshalb gelte es, Bibliotheken als Orte zu etablieren, die derlei Verbindungen herstellen. Welcher räumlichen Konzepte und welcher gestalterischen Mittel aber bedürfen diese neuen Bibliotheken, um dem umworbenen Nutzer erfolgreich zu verschleiern, dass der Erwerb von Bildung und Charakter auch einiger Anstrengung bedarf?

Vorbilder: Shopping, Disney, Spielcasino

In Großbritannien und in den USA sind erste gebaute Beispiele des neuen Selbstverständnisses schon zu besichtigen: Architekturhistoriker Peter Blundell Jones, Bibliothekarin Louise P. Berry und John N. Berry III, Redakteur des Library Journal,

präsentierten Bibliotheken, die sich an den gewohnten Standards der Ladenausstatter orientieren, wenn sie nicht gleich mit einer Shopping Mall verbunden sind, wie dies etwa in Minneapolis und Salt Lake City geschehen ist. Andere zitieren das ästhetische Vokabular der Disney-Parks (Cerritos Library) oder der Casinos von Las Vegas, deren Ausstatter als Berater der Bibliothekare in New Jersey tätig sind, wie Norma Blake leicht verlegen berichtete, um aber gleich klarzustellen, dass Bibliothekare von Spielcasinos eine ganze Menge lernen können – vor allem was die Behandlung der Nutzer betrifft.

Die Bibliothek selbst also hat dem Besucher ein Erlebnis zu bieten, und zwar nicht geknüpft an dessen Initiative und Bereitschaft, sich dafür erst in ein Buch zu vertiefen, sondern mit ihrem architektonischen Auftritt. Den „Wow-Effekt“ nannte dies David S. Ferriero, der die geplante Umgestaltung des New York Public Library Building an der 5th Avenue durch Norman Foster vorstellte, mit der dem 1911 errichteten Monumentalbau alles Einschüchternde ausgetrieben werden soll. „Wo waren denn die Bücher?“, fragte eine Vertreterin des zunehmend skeptischen „Alten Europas“ im Publikum denn auch irritiert nach der Präsentation von Norma Blake – um zu erfahren, dass sie genau verstanden habe, worum es künftig ginge: Büchereien seien inzwischen „providers of experience, not collectors of knowledge“. Informationen lieferten die städtischen Bibliotheken künftig weniger in Form von Büchern als vielmehr via „Instant Messaging, Tweeting, Podcasting und Video Streaming“, so John N. Berry III.

Nun ist die Situation und die Aufgabe der Stadtbüchereien in den USA bei allen Parallelen sicher nicht uneingeschränkt auf Kontinentaleuropa zu übertragen – gerade der nichtkommerzielle Charakter dieser Orte wurde mit Sylvia Beiser, die die Situation in Deutschland schilderte, und Max Dudler, der seine Bibliotheksprojekte für Münster (Heft 8/2006), Berlin und Essen vorstellte, von beiden Adressaten der Veranstaltung in aller Deutlichkeit verteidigt. Der demographische Wandel – Stichwörter: älter, bunter, weniger – wirkt aber auch hierzulande, und die Bibliotheken wollen gerade auch die bildungsfernen Bevölkerungsschichten in den großen Städten erreichen, damit dieser Wandel gemeistert werden kann. Möglich, dass deren Nachwuchs weniger Hemmung spürt, eine solche Institution zu betreten, wenn diese daherkommt wie ein Sportausrüster oder Mobiltelefonanbieter. Doch wenn in den Stadtbüchereien – bei den Universitätsbibliotheken wird es so arg wohl nicht kommen – demnächst nicht mehr die Bewahrung und Ausleihe von Büchern im Mittelpunkt stehen, was ist dann die Aufgabe? Mit welchem erkennbarem Profil können die Büchereien um die Bürger werben, wenn sie auf gar keinen Fall mehr wie eine Bibliothek wirken wollen?

Aufgaben: Urban Icon, Kulturzentrum, Schatzhaus

Drei Rollen für die Bibliothek der Gegenwart machte der Zürcher Architekturkritiker Hubertus Adam als Einleitung zu seiner Übersicht über Bibliotheksum- und -erweiterungsbauten aus: Jene der „urban icon“, wie sie etwa Rem Koolhaas' Stadt-

bibliothek in Seattle darstellt (Heft 23/2004) und die genug Attraktivität besitzt, ein ganzes Stadtviertel aufzuwerten, die des kleinen Kulturzentrums, in dem eine Bandbreite von Veranstaltungen möglichst viele Schichten der städtischen Einwohner anspricht (s. Seite 28), und schließlich die eines Ortes, an dem man sich immer noch und wohl auch fürderhin in erster Linie der Archivierung und Konservierung von gedrucktem Wissen widmet.

Welche der drei Aufgaben im Vordergrund steht, hängt von der jeweiligen Stadt, ihrer gesellschaftlichen Verfassung und ihren finanziellen Mitteln ab. Dass der Blick auf die in den letzten Jahren weltweit errichteten Bibliotheken eine gehörige formale Verwirrung der Architekten und ihrer Bauherren offenbart, liegt aber in noch einem anderen Umstand begründet: Raumform, Funktion und politische Programmatik der Bibliotheken hätten sich seit jeher nicht im Gleichschritt verändert, so die Analyse des Architekten Karl-Heinz Schmitt. Bei Durand etwa kündeten die Grundrisse zwar überdeutlich von dem damals neuen, nicht-feudalen Bauherren – als Bibliotheken aber seien diese Entwürfe im Grunde unbrauchbar gewesen. Erst Labrouste sei eine funktional befriedigende räumliche Übersetzung des öffentlichen Charakters der Institution gelungen, die bis zu Asplunds Stockholmer Bau gültig geblieben sei. Heute, so Schmitt, sei die Aufgabe der Institution im Wandel, und es brauche Jahrzehnte, bis diese Veränderung aufs Neue eine verbindliche Gestalt gefunden habe. Bis dahin bietet die Baugeschichte den Architekten mit dem großen Zentralraum einerseits und dem offenen Raumkontinuum der Moderne andererseits zwei Konzepte, die sich für neue Bibliotheken adaptieren lassen, um der drohenden Beliebigkeit zu begegnen.

